

Nr. 206 Bromberg, 14. September 1939

Herz, schweig still . . .

Roman von Rudolf Haas.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als er allein in seinem Wagen sitzt, atmet er auf. Er ächzt auch leise. Ihm ist heute wieder einmal gar nicht wohl, die Schmerzen strahlen bis in die Schultergegend aus, er hat sich zusammenreißen müssen, aber der Freund hat ihn nötig gehabt, und so war's selbstverständliche Pflicht.

Am nächsten Tag sucht er zusammen mit Rosenzopf Erminio Tonandinel im Geschäftshaus auf. Es ist ein regnerischer Tag, der massige Lodenwalker hat einen grünen Wettermantel eigener Erzeugung umgehängt, unter der spitzigen Gugel strahlt sein fröhliches Falstaffgesicht, wie ein überlebensgroßes Münchner Kindl wandelt er wuchtig einher.

Der Conte empfängt die Besucher in seinem Arbeitszimmer, dessen Einrichtung dem Reichtum des Inhabers entspricht. Die Möbel sind aus edlem Holz, an der Wand hängt ein lebensgroßes Ölbild des Kaufherrn von einem bekannten Meister, auf dem Schreibtisch blitzen Silber und Kristall.

Tonandinel weiß sofort, was die beiden zu ihm führt, er ist sehr höflich, bittet die Besucher, in den ledernen Klubsesseln Platz zu nehmen, zündet die dicke Wachskerze an, reicht Zigarren.

Rosenzopf steckt sich eine dunkle Havanna ins Gesicht und beginnt ohne Umstände in seiner derb gemütlichen Art: „Also, Conte, was willst du eigentlich vom Marhofer? Du weißt so gut wie ich, daß er in den heutigen schwierigen Zeiten das Geld nicht aufbringen kann. Er kann sich nur halten, wenn es auf dem Gut liegen bleibt. Du kannst doch kein Interesse daran haben, die Familie zugrunde zu richten. Er ist bereit, dich um Entschuldigung zu bitten. Sei also nicht fad und versöhn dich mit ihm!"

Mit zwei Fingern der Linken am schwarzen Schnurrbart drehend, hört Tonandinel verbindlich zu. Dann hebt er wie hilflos die Achseln. „Vielleicht hätte ich es dir zuliebe getan, werter Freund, wenn er dich eher zu mir geschickt hätte. Jetzt ist es leider zu spät, ich habe meine Verfügungen endgültig getroffen und kann sie nicht rückgängig machen."

„Mit einigem guten Willen könnte eine Änderung vielleicht doch möglich sein", sagt Dr. Krust. „Weisen Sie die angebotene Versöhnung nicht zurück, und wenn Sie schon mit ihm selbst in kein Verhältnis mehr kommen wollen, so lassen Sie wenigstens nicht Schuldlose darunter leiden."

Und Rosenzopf fügt hinzu: „Sei kein Dickschädel, Conte! Der Lude hat's nicht bös gemeint, er geht leicht in die Höhe, und hinterher tut's ihm leid."

Der Conte lächelt gezwungen. „Ich habe, leider Gottes, sehr deutlich verspüren können, wie er es gemeint hat. — Immerhin gäbe es vielleicht eine Möglichkeit, meinen Entschluß zu ändern. Wenn Fräulein Traude Wiederschwing sich zu mir bemühen wollte, könnte ich ihr vermutlich einen Vorschlag unterbreiten, wie die Sache in Ordnung zu bringen wäre."

Erregt springt Dr. Krust auf. „Herr, was unter . . ."

Tonandinel, lässig im runden Polsterstuhl zurückgelehnt, hebt die schmale Hand! „Keine Beleidigungen! Ich glaube zu wissen, wie ich mich Damen gegenüber zu verhalten habe. Wollen Sie also, so es Sie gut dünkt, Fräulein Wiederschwing, meine Einladung zu einer Unterredung zur Kenntnis bringen. Wenn nicht, werde ich ihr schreiben. — Und damit" —er steht nun gleichfalls auf — „muß ich leider die Unterredung beenden. Dringende Geschäfte warten."

Er verbeugt sich förmlich. Die Freunde ziehen ab. „So etwas!" brummt Rosenzopf, als sie über den Hauptplatz gehen. „Geradezu hinausgeschmissen hat er uns. Wenn ich nur wüßte, was er eigentlich von der Traude will!"

Dr. Krust ahnt es, aber er spricht nicht davon. „Der arme Lude geht schweren Zeiten entgegen, hoffentlich hält er es aus", sagt er nur, Seine Stirn ist umwölkt, in den treuen Freundesaugen düstert die Sorge wie ein umflortes Licht.

Eintönig rieselt der Regen.

Traude, wohin gehst du?

Ludwig Wiederschwing erholt sich nicht so rasch, wie Dr. Krust ihm in Aussicht gestellt hat. Er ist unfrisch, brummig, schläft wenig, leichtes Fieber stellt sich ein: Zeichen, die eine Wiederholung des Anfalls befürchten lassen. Er hat eben nicht mehr den freudigen Willen zum Leben. Die Freunde wagen nicht, ihm den Mißerfolg ihrer Fürsprache schon jetzt wissen zu lassen, sie vertrösten ihn, und das Warten reißt an seinen Nerven. In den untätigen Stunden des Krankenlagers hat er nur allzuviel Zeit, sich seinen finsteren Gedanken und Sorgen zu überlassen und das drohende Unheil in den schwärzesten Farben auszumalen, so daß es, riesengroß aufgetürmt, ihn zu erdrücken droht.

Die Traude verbringt jeden freien Augenblick in seinem Zimmer, aber die gleichmäßig stille Heiterkeit und herzliche Fürsorge, weit entfernt, ihn aufzumuntern, löst nur neue Selbstanklagen in ihm aus. Es kann so nicht weitergehen, und endlich beschließen die Freunde, vorerst einmal die Traude ins Vertrauen zu ziehen.

Im Sprechzimmer des Doktors geschieht es, wo er einst die Luppa vernäht hat. Doch diesmal muß er Wunden schlagen, ohne sie heilen zu können, denn die Freunde sind außerstande, helfend einzugreifen. Dr. Krust besitzt kein nennenswertes Vermögen, aber auch Rosenzopf kann einen so hohen Betrag weder entbehren noch aufbringen; sein Unternehmen ist klein, eine derartige Belastung ginge weit über dessen Tragfähigkeit. Um nichts zu verabsäumen, hat er auch bei einigen Banken und Geldleuten unverbindlich und vertraulich wegen eines Darlehns für den Marhof angeklopft, jedoch, wie dies ja vorauszusehen war, nirgends offene Türen gefunden.

Das sonntäglich stille Sprechzimmer, blitzblank aufgeräumt, riecht leicht nach Jod und Äther. Dr. Krust sitzt

beim Schreibtisch, die Traude im Patientenstuhl daneben. Dem umfangreichen Rosenzopf ist der zweite Lehnstuhl zu eng, die Polsterbank zu niedrig; er holt sich einen Rohrsessel aus dem Wartezimmer.

In sich versunken, spielt Dr. Krust mit einem Skalpell, das er nur noch zum Bleistiftspitzen gebraucht. Er sucht nach einem schicklichen Anfang. Manchmal klirrt der Stahl an der Aschenschale, knistert der Rohrstuhl des Lodenwalkers. Sonst ist es still.

„So fangt doch endlich an!" spricht die Traude, und ihr ist zumute, als solle sie auf den Operationstisch.

Dr. Krust legt das Messer weg. Es ist ein Jammer, daß man gegen das, was nun kommen muß, keine schmerzstillenden Mittel hat, aber der Schnitt ins zuckende Leben muß gemacht werden.

„Traude", sagt er entschlossen, „einmal müßt ihr es ja alle wissen: deinen Vater richten die Sorgen zugrunde, er ist überschuldet, Tonandinel ist der Hauptgläubiger und fordert das ganze Geld zurück; wird es nicht aufgebracht, kommt der Marhof unter den Hammer."

Traude Wiederschwing weint nicht und schreit nicht auf. Weiß im Gesicht, sitzt sie unbeweglich, mit weit geöffneten Augen. „Dann hätten wir ja keine Heimat mehr", spricht sie leise, und etwas Ergreifendes ist im Klang ihrer sanften Stimme.

„Keine Heimat mehr", fährt sie immer gleich leise, wie verwundert, fort. „Das ist doch nicht möglich . . . Wir Wiederschwing können ohne den Marhof ebensowenig sein, wie der Baum ohne Erde. — Der arme Vater muß viel gelitten haben . . ." Sie sagt es wie im Selbstgespräch, die Hände liegen müd im Schoß, der Blick ist fern.

Der weichherzige Rosenzopf schnauft und zwinkert. Dr. Krust hat ein Gesicht, wie immer, wenn er zu einem schweren Eingriff das Messer ansetzt. „Traude, sei tapfer! Die Sache wäre halb so schlimm, wenn dein Vater noch der unverwüstliche Mann von früher wäre. So aber steht zu befürchten, daß er die fortwährenden Aufregungen, die sich monatelang hinziehen und steigern können, nicht aushält. — Tonandinel ist bereit, dir, und nur dir allein, einen Vorschlag zu machen, der die Geschichte in Ordnung bringen kann. Das sind seine Worte, wir sollen sie dir ausrichten. Du kannst selbstverständlich tun, was du willst."

Die Traude durchschauert's kalt. Zu ihm soll sie gehen? Greifbar deutlich steht er vor ihr, mit den undurchdringlich verschlossenen Zügen, den heischenden Augen, sie fühlt seinen Blick wieder auf ihrem Körper brennen. Hat er wirklich den Marhof, den Vater und sie selbst so vollständig in seiner Hand? Entschlossen rafft sie sich auf: „Ich muß erst ganz klar sehen!"

Rosenzopf setzt ihr die Lage auseinander. Er tut es mit behutsamen Worten, aber was hilft das? Die trostlose Wirklichkeit läßt sich nicht vertuschen. Da wird die Traude vollkommen ruhig. Alles Weiche, Unentschlossene, Wehleidige fällt von ihr ab, gefaßt und starkmütig blickt sie der nackten Wahrheit ins Gesicht, und ihre Fragen zeigen, daß sie das Trümmerfeld in seinem ganzen Umfang übersehen will.

„Die Verantwortung ist zu groß", spricht sie endlich. „Ich darf sie nicht allein übernehmen, sondern muß vorher mit den Meinen reden."

„Tu so!" sagt Dr. Krust. „Aber denk auch ein wenig an dich selbst." In seinen kühlen Jägeraugen ist ein feuchter Schimmer.

Nachmittags, während Dr. Krust bei Ludwig Wiederschwing weilt, sitzen die andern in der schönen Stube beisammen, und die Unterredung nimmt einen recht bewegten Verlauf. Besonnen bleibt außer der Traude eigentlich nur die junge Frau Kathrein. Großvater Hartl ermag die Unglücksbotschaft nicht mehr ganz zu erfassen und schüttelt nur immerzu in kindischem Eigensinn den Kopf: „Nicht zehn Pferde bringen mich vom Marhof! Nicht zehn Pferde!"

Die Mina-Muhme rennt ins Austraghäuschen, kehrt mit zwei Einlagebüchern wieder und schüttet den Inhalt ihres Sparstrumpfes auf den Tisch: Taler, Gulden, Kronen, alte Schau- und Goldmünzen. Das und ihren Schmuck und ihr Zinn- und Silbergeschirr will sie geben, damit sie alle im Marhof bleiben können. Doch was bedeutet dieser Notgroschen gegenüber der Größe der Schuld? Einen Tropfen auf einen heißen Stein! Ein Stoßgebetlein, das man in die übervolle Hölle wirft!

Jörg Wiederschwing aber, der etwas weichliche Mensch, der noch nie die rauhe Faust des Schicksals zu spüren bekommen hat, ist vollständig gebrochen. Zu unvermittelt sieht er sich aus der Sicherheit eines festgegründeten Besitzes ins Nichts hinausgeschleudert. „Was sollen wir anfangen? Wo bei den schlechten Zeiten eine Verdienstmöglichkeit finden? Es ist hart, als abgewirtschafteter eigener Herr dienen gehen zu müssen, aber wenn ich's schon wollte, wer nimmt einen Knecht mit Frau und zwei Säuglingen auf? Was soll aus den Kleinen, was soll aus uns allen werden? Der Vater ist krank, der Bruder Karl studiert noch, zwei alte Leute sind da, zwei hilflose Kinder — und kein Dach überm Kopf, kein Boden unter den Füßen! — Wovon leben, wie alle erhalten? Es ist zum Verzweifeln!" So klagt er laut, rent im Zimmer umher und hält sich mit beiden Händen den Schädel.

„Geh, Jörg, tu nicht so verzagt!" spricht Frau Kathrein. „Irgendwie werden wir uns schon fortbringen und nicht verhungern!"

Doch er will nichts hören und bestürmt die Traude: „Geh zu Tonandinel! Du mußt zu ihm gehen! Wir dürfen nichts unversucht lassen, um den Hof zu erhalten — schon um der Kinder willen!"

Und auch die Mina-Muhme sagt, und die Tränen laufen ihr über die Backen: „Ja, Traude, daß mußt du! Es bleibt ja nichts anderes übrig!"

Traude Wiederschwing betrachtet mit einem rätselvollen Blick das Bild der schönen Luise. „Morgen gehe ich zu ihm", spricht sie leise. Ihr ist, als hätte sie kein Herz mehr in der Brust . . .

Und mit dem gleichen Gefühl tritt sie am nächsten Tag ihren Gang an. Sie trägt ein weißes Kleid mit dunkelblauen Blenden, unterm kleinen Hut leuchtet das blonde Haar. Das Gesicht ist blaß, die Augen haben keinen rechten Glanz, aber die Schwermut, die ihr Antlitz überschattet, verleiht ihr einen eigenen Reiz. Sie weiß nichts davon, sie geht durch die sonnigen Gassen, Schritt für Schritt dem Schicksal, Schritt für Schritt der Entscheidung entgegen. Bekannte grüßen, und sie grüßt wieder. Rechnungsrat Grimschitz, der seinen Vormittagsspaziergang macht, begleitet sie ein Stück, erkundigt sich nach dem Befinden ihres Vaters, sie sagt: „Es geht ihm schon wieder besser", und ist mit ihren Gedanken ganz wo anders. — Noch hundert Schritte, noch fünfzig — noch zehn . . . Schritt für Schritt — Schritt für Schritt . . .

Sie steht vor dem schönen Stadthaus Tonandinels, steigt im kühlen Treppenhaus die steinernen Stufen zum ersten Stock hinauf, läutet, wird angemeldet. Im nächsten Augenblick ist Tonandinel selbst im Vorraum und läßt ihr mit einer Verbeugung den Vortritt in sein Arbeitszimmer. Mit gesenktem Kopf geht sie hinein, ihre Füße sind schwer, sie hat entsetzliche Angst. — Schritt für Schritt — Schritt für Schritt — unaufhaltsam — unentrinnbar . . .

Er ersucht sie, Platz zu nehmen. Sie bleibt stehen. „Herr Tonandinel" — sie wundert sich selbst über den ruhigen Klang ihrer Stimme — „bitte, sagen Sie mir kurz, wie ich meinem Vater helfen kann." Ihr Gesicht ist wie aus Stein, und ihr Herz ebenso.

Er verneigt sich wieder. „Gewiß, gnädiges Fräulein. Aber kurz läßt sich das nicht auseinandersetzen. Wollen Sie also, bitte, doch Platz nehmen."

Er deutet auf das Klubsofa, und sie läßt sich hineinfallen, müde, teilnahmslos.

Er fragt, ob ihr eine Erfrischung angenehm wäre. Sie schüttelt den Kopf. Ob er rauchen dürfe. Sie nickt. So umständlich ist das alles, so nervenaufpeitschend — wie auf der Folterbank!

Er tut ein paar Züge an seiner Zigarette und schweigt.

„So sprechen Sie doch endlich!" Wie ein unterdrücktes Schluchzen klingt das.

Tonandinel wirft die Zigarette in die Kristallschale, legt sorgfältig die Fingerspitzen beider Hände aneinander und, diese unausgesetzt betrachtend — denn auch er hat eine starke Erregung zu verbergen — hebt er an: „Ich habe

zwischen mir und Ihrem Vater das Tischtuch zerschneiden müssen, die Schuld liegt nicht bei mir. Aber wer Schulden hat, sollte sich nichts zuschulden kommen lassen. — Er hat mich nicht geschont, und ich bin — oder eigentlich, ich war — fest entschlossen, auch ihn nicht zu schonen. Daß ich ihn ganz in der Hand habe, dürfte Ihnen ja bekannt sein?"

Er macht eine Pause, und sie sagt: „Ganz? — Doch nur, soweit Geld in Frage kommt! Ob eine solche Rache edel ist?"

„Edel oder nicht", erwidert er, „jedenfalls ist sie gesetzlich erlaubt und einwandfrei. Und es dürfte auch keineswegs edel zu nennen sein, sich an einem körperlich Schwächeren zu vergreifen. Die stärkere Faust macht noch nicht den besseren Mann. — Jedenfalls bin jetzt ich der Stärkere und könnte rücksichtslos zuschlagen. Ich sage: Könnte! Ob ich dieses „Könnte" in ein „Werde" verwandle, das, Fräulein Wiederschwing, hängt von Ihnen ab." Er blickt sie nicht an, er sieht auf seine leise bebenden Fingerspitzen und schweigt. Die Spannung ist unerträglich.

„Was soll ich tun?" fragt die Traude gequält.

„Sie sollen . . ." Er atmet tief, sucht nach Worten, springt auf, erregt und entschlossen. „Fräulein Traude! Es ist mein fester Vorsatz gewesen, den Marhof für mich zu erwerben. Da habe ich Sie gesehen, — ich hätte niemals geglaubt", sein Temperament bricht durch, seine Rede überstürzt sich, „daß in meinen Jahren eine Frau, ein Mädchen mich so in Aufruhr bringen, daß die Leidenschaft der Liebe mich noch einmal mit solcher Gewalt überfallen könnte! Seit ich Sie durch einen glücklichen oder unseligen Zufall schauen durfte, schön wie die Göttin der Quelle, wie die Seele des bewegten Wassers, sehe ich Sie Tag und Nacht vor mir, alles in mir ruft nach Ihnen — es ist nicht Begehren, es ist heiße, ehrliche Liebe, die mein ganzes Sein ausfüllt! Ich kann ohne Sie nicht mehr sein, Traude, und bitte Sie, innig und demütig bitte ich Sie: Werden Sie die Meine, werden Sie meine Frau! Ich will Sie auf den Händen tragen, ich will Ihnen das Leben zum Blumengarten machen, ich will Ihnen die Schönheiten der ganzen Welt erschließen, Ihnen jeden Wunsch erfüllen, jeden Stein aus dem Weg räumen, will Sie verwöhnen, verhätscheln, vor allen Widerwärtigkeiten bewahren und nichts verlangen, als daß Sie ein wenig gut zu mir sind!"

Er hält inne. Weiß bis in die Lippen, sitzt die Traude wie ein Steinbild, die Lider sind geschlossen, und so kann sie nicht sehen, daß er mit gefalteten Händen vor ihr steht, in seinem Blick ist kein herrisches Heischen mehr, sondern bange Erwartung, Furcht, Demut und — Liebe. Sie kann es nicht sehen, und er fährt tonlos fort: „In dem Augenblick, da Sie mir angetraut sind, lege ich alle Schuldbriefe in Ihre Hände als Teil der Morgengabe . . ."

Sie rührt sich nicht, die Augen bleiben zu. „Sie wollen mich kaufen", sagt sie zusammenschauernd, mit kaum bewegten Lippen.

„Wollte ich das, so würde ich Sie nicht so inständig bitten . . ."

Ein wehes Lächeln geistert um ihren Mund. „Wissen Sie, daß ich verlobt bin?"

„Verlobungen können gelöst werden . . ."

„Mein Herz gehört dem andern, ich kann Sie niemals lieben."

„Ich verlange nur ein bißchen Freundlichkeit und Vertrauen."

„Sie fügen mir den größten Schmerz zu, und ich soll — freundlich zu Ihnen sein? Sie sind grausam — und ich soll Ihnen vertrauen?"

„Den Schmerz heilt die Zeit, und was Sie grausam nennen, ist Selbsterhaltungstrieb, oder nennen Sie es meinetwegen Selbstsucht! Ich will mit Ihnen oder gar nicht leben."

„Das sind Redensarten. Das Leben wirft keiner so leicht weg."

„Ich würde mich gewiß nicht umbringen, aber ohne Sie, mit diesen Gefühlen im Herzen — was wäre das noch für ein Leben?"

Sie führen ein merkwürdiges Zwiegespräch, das blühend junge, marmorkalte Mädchen mit den geschlossenen Lidern und der leidenschaftlich durchglühte alternde Mann mit den demütig bittenden Augen.

„Sie könnten mein Vater sein", murmelt sie.

Er zuckt unmerklich zusammen, aber seine Antwort klingt beherrscht: „Eben deswegen dürfen Sie annehmen, daß ich Ihnen mehr ein väterlicher Freund sein will und daß unser Zusammenleben eine herzliche Kameradschaft werden soll."

Sie erhebt sich langsam, schlaff hängen die Arme herab, die Wimpern bleiben gesenkt. „Das alles ist so furchtbar — so zum Sterben traurig . . . Lassen Sie mir drei Tage Zeit zum Nachdenken" und . . . zum Ausweinen!, hätte sie beinahe hinzugefügt. Sie spricht es nicht aus, sie steht wie eine, die auf das: „Schuldig" wartet.

Seine Augen leuchten auf. „Wissen Sie, was diese drei Tage für mich bedeuten? Zwar ein Hangen und Bangen, ein quälendes Warten, aber doch eine Möglichkeit, einen Hoffnungsschimmer, einen Türspalt, durch den man einen Blick ins Weihnachtszimmer erhaschen kann."

Der Klang seiner Stimme läßt sie aufhorchen. Etwas Echtes, Aufrichtiges schwingt darin. Mit einem raschen, verwunderten Blick sieht sie ihn an, sieht den Glanz, aber auch die flehentliche Bitte in seinen Augen und senkt die Lider sogleich wieder. Und was sie sich selbst nie eingestehen wollte, sie fühlt, verwirrt, daß sie ihm trotz allem und allem nicht gram und feind sein kann.

Sie neigt, sich verabschiedend, den Kopf. Er faßt ihre Hand, die ist kalt und leblos. „Auf Wiedersehen!" sagt er wie einer, der verschämt ein Almosen begehrt. Sie nickt kaum merklich. Es ist ihr unmöglich, zu sprechen. Er geleitet sie durchs Vorzimmer. Die Tür schließt sich geräuschlos hinter ihr. Frei!

Frei? Als schleppe sie an den Händen und Füßen schwere Ketten, so geht sie die Treppe hinab. Schritt vor Schritt — Schritt vor Schritt . . .

Auch dieser Tag geht vorüber. Im Dunkel der mondlosen Sommernacht ruht der Marhof. Die Lichter Villachs blitzen von unten herauf. Oben funkeln ein paar Sterne zwischen leichten Wolken. Mit unbewegten Wipfeln stehen die Wälder, kein Windhauch regt sich, und eine große Traumstille liegt über der Landschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Die Saga ein Kunstwerk.

Von **Karlheinz Rüdiger.**

Die künstlerische Bedeutung altisländischer Sagas ist mindestens genau so groß wie ihre geschichtliche. Die Sagas sind nun schon 700 Jahre alt, besitzen aber in ihrer Sprachgestaltung genau die gleiche Ursprünglichkeit wie zu den Zeiten ihrer Entstehung. Das soll nicht heißen, daß sie sich so leicht lesen wie vielleicht ein moderner Unterhaltungsroman. Aber wer einmal in ihr Wesen eingedrungen ist und Freude an der Klarheit und Reinheit ihrer Sprache gefunden hat, wird sich der starken künstlerischen Wirkung dieser Sagas nicht entziehen können.

Unberührt von fremden Einflüssen folgt die Saga im inneren wie im äußeren Stil ihren eigenen Gesetzen. Die unendliche Landschaft Islands, die nur von einem mächtigen und mutigen Menschentum erobert werden konnte, erzog zu einer kämpferischen Lebenshaltung. Aus allen Dichtungen und Gesängen der Sagas spricht das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit des Daseins, ein Bewußtsein, das trotz alledem die Menschen zu einer heldischen Lebensauffassung führt. Aus dieser Haltung heraus ist auch die nüchterne Darstellungsweise des Saga-Dichters zu verstehen, der nur das Wesentliche in Worte faßt.

Wenn man von wenigen Zügen des Aberglaubens absieht, ist die Dichtung der Saga lebensgetreu. Die harte Landschaft Islands hat hier einen Menschen geformt, der sich nicht in lyrischen Kleinigkeiten verlor.

Der Bauer und der tapfere Mensch sprechen nicht gern von ihren Taten, sie lassen sich auch nicht in ihren Gefühlen gehen, jedenfalls nicht beim germanischen Menschen. Ja, aus ihrem Wesen klingt sehr häufig eine gewisse Furcht vor zu vielen Gefühlsäußerungen, und so zeigen sie sich verhalten und bringen nur das zum Ausdruck, was wirklich groß und echt ist oder was mit diesem Großen und Echten

unmittelbar in Zusammenhang steht. Diese Haltung hat den Sagas ihre ungeheure Eindringlichkeit verliehen.

Der gestaltende Blick der Saga-Dichter ist nur auf die Darstellung echten Heldentums gelenkt, das sie nüchtern, kühl und illusionslos zum Ausdruck bringen. Dazu kommt die Schmucklosigkeit und Unberührtheit dieser Kunst. Die einfache Darstellungsweise bestimmt den Stil der Saga-Dichter. Grettier, der Geächtete, sagt einmal: „Je älter ich werde, desto weniger kann ich Kränkungen an meiner Ehre vertragen", und Gudrun aus dem Lachwassertal faßt die Tragödie ihres Lebens in die kurzen Worte zusammen: „Den habe ich am meisten geliebt, dem ich die bittersten Stunden schuf." Diese beiden Beispiele zeigen, wie mit geradezu erschütternder Einfachheit und Knappheit ein ganzes Schicksal dargestellt wird. In ihren letzten Auswirkungen entspricht die Saga schließlich dem Empfinden, das wir immer dort finden, wo nordische Art sich rein und ungetrübt auswirkt. Der Saga-Dichter vertritt die strenge nordische Haltung, deren letztgültiger Ausdruck in der Feststellung liegt, daß der Mensch auf dieser Erde vor dem Schicksal für sich selbst verantwortlich ist, daß er auf die letzten Fragen der Seele sich nur allein Antwort geben kann, daß er daraus zur Anerkennung des Wertes der Ehre und des mutigen, entschlossenen Blickes in das Antlitz des Schicksals kommt. Diese Art Weltanschauung umreißt den Kern der Sagadichtung. Erst wieder Shakespeare und Hebbel kommen in besonderem Maße dieser Haltung entgegen.

So besitzen die Sagas als Dichtungen Grundwerte, die besonders in unserer heutigen Zeit wieder stark ansprechen. Daraus ergibt sich die Forderung, daß die Saga als Dichtung heute genau so in den Bücherschrank jedes Deutschen gehört, wie zum Beispiel die Dramen Shakespeares, die Werke Goethes und Schillers.

Darüber hinaus können die Sagas auch Vorbild für jeden gestaltenden Dichter sein, weil sie das Gesetz enthalten, nur Wesentliches zu schildern und sich einer Knappheit des Stiles zu fleißigen, der allein in der Lage ist, einer echten Erzählung dauernden Wert zu verleihen. Wer dem Saga-Dichter nacheifert, erfüllt als Menschenschilderer schon die größte Aufgabe seines Werkes. Doch muß vor dem erkünstelten Saga-Stil gewarnt werden. Man kann Gesetze des Innern nicht einfach mit äußeren Mitteln übernehmen und nachahmen. Genau so ist es falsch, die Sagas in unsere heutige Sprache zu übertragen und nachzuerzählen, es wäre genau so, als würde man Kleists „Hermannsschlacht" oder Hebbels „Nibelungen" nacherzählen. Wir wollen lieber der Saga wieder einen gleichberechtigten Platz neben den größten Erzählwerken der Weltdichtung einräumen, und als solche sollte sie jedem Deutschen bekannt werden, besonders heute, da wir wieder begonnen haben, den Gesetzen germanischen Wesens nachzugehen.

Die Bekehrung.

Heiteres Geschichtchen von **Harro-Heinz Jakobsen.**

Als Rudolf Braun um die dritte Morgenstunde nach Hause kam, hob er in dem Besuchszimmer schnuppernd die Nase. Nach einer Weile pfiff er trocken durch die Zähne und legte den unverbrannten Rest einer Zigarre behutsam vor sich auf den Tisch. Unter dem Kerzenlicht ließ sich deutlich erkennen, daß es einmal eine Brasilzigarre gewesen sein mußte, die hier geraucht worden war.

Rudolf warf sich in einen Sessel und faltete seine Hände vor dem Gesicht. Er dachte stark nach. Von Zeit zu Zeit starrte er den winzigen Fund auf dem Tische an und seufzte.

Die Sache war eigentlich ganz klar: In seiner Abwesenheit war jemand hier gewesen und hatte geraucht. Für gewöhnlich rauchten nur Männer Zigarren, zum mindesten solche dunklen wie diese hier! Und Inge empfing doch niemanden während seiner Abwesenheit. Das war noch nie vorgekommen . . .

Rudolf heftete seine Augen erschrocken auf die Anrichte beim Büfett. Dort standen zwei benutzte Gläser. Cherry, stellte er fest, als er ein Glas unter seine Nase hielt. Er unterdrückte einen leisen Fluch. Irgendwie fingen die Wände an, sich um ihn zu drehen. Das war doch . . .

Ja, es stimmte, Inge war am Abend böse gewesen. Sie hatte ins Theater gehen wollen, und er war zum Direktor des Automobilwerkes, bei dem er angestellt war, telefonisch gerufen worden, weil der Ingenieur die Pläne zur Neukonstruktion fertig hatte. Schließlich war er doch in der Konstruktionsabteilung des Werkes angestellt und mußte unbedingt dabei sein.

Inge aber hatte natürlich geweint, als es so gekommen war. „Wozu bin ich denn überhaupt deine Frau?" hatte sie gesagt. „Immer deine Autos und nochmals Autos! Es ist furchtbar! Und außerdem glaube ich es dir einfach nicht, daß der Direktor angerufen hat. Das kannst du mir nicht weismachen. Du betrügst mich schändlich!" Die Tränen waren noch reichlich geflossen.

Was hatte es genützt, daß Rudolf immer wieder beteuert hatte: „Aber Kind, soviel solltest du mich doch kennen! Betrügen?! Welche Idee! Meinetwegen kannst du dich bei dem Direktor erkundigen."

„Direktor?" hatte Inge geunkt, „Direktor!"

Es war einfach nichts zu machen gewesen, und Rudolf war zuletzt nichts anderes übrig geblieben, als in Ärger fortzugehen. Und nun hatte Inge diese furchtbare Dummheit gemacht, hatte sich jemanden eingeladen und mit ihm Cherry getrunken!

Frauen in Eifersucht sind zu allem fähig. Rudolf stellte das Glas wieder hin, das er solange in der Hand gehabt. Es war zwecklos, daß er hier noch länger stand, völlig sinnlos. Langsam stieg er die Treppe zum Schlafzimmer hinauf. Vorsichtig öffnete er die Tür.

Ach! Inge schlief. Wie friedlich sie in den Kissen lag! Es war schrecklich zu denken . . . Nein! Aber er mußte sie wecken und mit ihr reden, jetzt, gleich auf der Stelle.

Rudolf ging einige Schritte näher. Sein Fuß stieß gegen irgend etwas. Rudolf bückte sich und hob es auf. Es war eine Zeitschrift. Natürlich hatte Inge noch gelesen und war darüber eingeschlafen. Das machte sie immer. Er legte das Heft, das aufgeschlagen war, auf den Nachttisch. Ein gut photographierter Tiger war auf der einen Seite. Rudolf warf einen flüchtigen Blick darauf. Dann stutzte er.

Er las mechanisch den Anfang der nächsten Seite. „Bekehrung" stand darüber. Danach las er voll Interesse weiter:

„Missis Donnel in Baltimore kam auf den immerhin nicht alltäglichen Einfall, ihren Mann, der fast Abend für Abend seine Frau allein ließ und sich in Nachtlokalen amüsierte, zu bekehren. Sie rauchte, obwohl sie sehr viel Widerwillen zu überwinden hatte, im Wohnzimmer spät eine Zigarre, stellte zwei Gläser, in denen sie Likör umgespült hatte, irgendwohin und ging dann ruhig schlafen. Mr. Donnel, der in später Nachtstunde die Stube betrat, den Zigarrenrauch und den Likör entdeckte, wurde seitdem zum besten Ehemann der Welt."

Über Rudolfs Gesicht lief am Ende des Berichtes ein stilles Lachen. So, er war also dieser Lebemann Donnel aus Baltimore! Und er trieb sich in Nachtlokalen herum! Köstlich! Er beugte sich leise nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Du große Törin!"

Inge schlug die Augen auf. „Rudolf", sagte sie, „gut, daß du da bist! Ach, mir ist so übel. Du glaubst es einfach nicht."

Rudolf strich ihr übers Haar. Entfernt roch es nach einer Zigarre. Es war nur gut, daß Inge sein Gesicht nicht sah, das so lustige Falten hatte.

„Morgen gehen wir bestimmt ins Theater", ergriff er ihre Hand und streichelte sie.

Architekt.

Der Architekt Slix hat eine entzückende Frau.
Sie ist heute noch genau so schön wie vor zehn Jahren.
Nur braucht sie jetzt halt etwas länger dazu.
Als sie ins Theater gingen —
„Bist du bald fertig, Erni?"
„In fünf Minuten."
„Nur eine Frage!"
„Bitte?"
„Bist du noch beim Rohbau, Erni, oder schon beim Anstrich?"

Kommissarische Leitung: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **Dr. Karl Hans Fuchs**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann, Bromberg**